

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

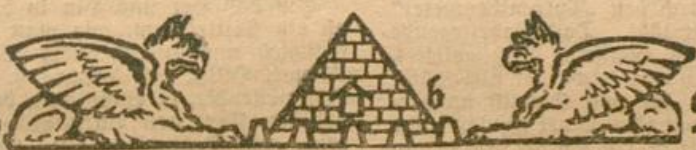
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923**

20.5.1923 (No. 20)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 20



20. Mai 1923

## Karl Staatsmann / Das Straßburger Münster.

Wir Badner hängen seit Jahrhunderten mit dem Elß zusammen, es bedurfte dazu nicht des grundherrschaftlichen Zusammenhangs unserer Markgrafen und des hohen und niederen Adels. Schon das Volksidiotum in Wesen, Sprache und Sitte, bildete ein Band, und trotz der wenigen Brücken zwischen Lauterburg, Rehl und Breisach, trotz der Rheingrenze, war ein geschäftlicher Verkehr zwischen den Uferstaaten und auch der Herzen vorhanden. Die kluge milde Politik des alten Großherzogs Friedrich hatte zudem das Angestammte zu wahren, zu hegen verstanden, und sein Rat war in Berlin insbesondere in schweren Zeiten, oft gehört worden. Nach seinen Neußerungen und Taten fühlte er sich dem Elß brüderlich verwandt. Und so dachten viele. Ja, sie fühlten oder ahnten doch wohl, daß man in manchem drüben kulturell — auch in äußerer Kultur — weiter voran sei. Vornehmlich der „Mannemer“, der demokratisch heller sehende, schätzte die bis zum Protest eigenwillige Eignart des Elßers. Man erkannte auch, wie viel an gutem ausländischen, so der Schweiz und deren trefflicher Stadtverfassungen, aufgenommen worden war. Die Haltung im Laufe der Geschichte — wir denken z. Bt. besonders daran — so im Zeitalter der Reformation und gegenüber Frankreichs seit dem Jahre 1639 deutlicher werdenden Annektionsgelüsten, erregt Staunen und Achtung.

Fetzt erst, nach dem Losreißen, ergreift uns ein schmerzliches Gefühl darüber, daß der Konnex mit dem Nachbarland nicht inniger war, so wie etwa in der Zeit der Staufer, da das Elß zum Herzogtum Schwaben gehörte. Und angefüllt deutscher Buchwerke über die Kunst der deutschen Zeiten des Elß steigert sich heute der Schmerz bis zu Pein und tiefster Trauer.

Was der Senior unter deutschen Kunstschriftstellern, Georg Dehio, der lange Jahre Dozent der Universität in Straßburg war und trotz seines Balkentums das Elß und die Münsterstadt wie die Heimat liebte, als neuere Gabe uns beschert hat, drückt im Begleitwort des schönen Bilderbuches fast auf jeder Seite diese Trauer aus. Wir fühlen es, auch ohne wissenschaftlich-archäologische Ableitung, die er absichtlich vermied, daß er mit seinem Herzblut geschrieben hat, und so ergab sich der wehmütige Ton im Begleitwort. Ach, daß wir von all dem Lieben und Schönen getrennt sein müssen! So etwa klingt's, und es klingt in Tausenden, in uns Vertriebenen, nach. Gerade die volkstümliche knappe Art der Darbietung<sup>1)</sup> ist geeignet, in weiteren Kreisen Freunde zu werben. Das Wesentlichste und Wichtigste der Forschung der letzten Jahrzehnte (seit F. D. Kraus' epochemachendem Werk über Kunst und Altertum in Elß-Lothringen 1876) ist berührt oder berücksichtigt; auf Hypothesen, die noch zahlreich vorhanden sind, wurde nicht eingegangen. Einer starken Betonung dessen, daß die Großleistungen am Münster eben deutsches Wesen bekunden, von welcher Seite bis heute oft bestritten, bedurfte

es nicht. Wir glauben und erkennen es ohnedies. Die buchtechnische Aufmachung ist musterträchtig und macht auch dem Verleger Ehre. So Gutes in dieser Zeit! Es ehrt auch das feste Deutschtum, das in Stürmen den Hochsinn nicht verliert.

Seit Junggoethes Bewunderung der Westfront im Jahre 1771 und seiner stark übertriebenen Schilderung, hat die kunstwissenschaftliche Untersuchung, zuletzt stark gefördert durch die Substanzprüfung und Feststellungen des Münsterarchitekten, den Bau derart analysiert, daß wir das Werden und Wesen anschaulich überblicken können. Eines erwarteten wir noch sehnlichst: das Münsterwerk, und hier hätte die deutsche Regierung schon seit 1872 kräftigst unterstützend eingreifen müssen. Auch unser Freiburger Münster hätte eine große Herausgabe verdient, Veröffentlichungen anderer Art verzeiteln sich. Aber zu solchen Nationalwerken ist es noch Zeit (vgl. das Ausland!) das Buch, ähnlich wie das Kölner des Schmitz, vom Architekten gemessen und geometrisch mit allen Einzelheiten in großen Maßstäben dargestellt. Solche Hilfsmittel exakter Wissenschaftlichkeit kann eine neuzeitliche Forschung nicht mehr missen, wir denken hierbei an das römische St. Peter-Werk, dasjenige über den athenischen Parthenon, u. a. m.

Die Abbildungen des Dehioschen Buches sind tadellos. Fast vergessen wirs noch über etwas anderem: dem Heimweh. Der Kenner, aber doch auch viele Laien, beginnen schon beim Titelbild zu prüfen, zu schätzen, zu messen, nach dem ersten Eindruck; ja, ja, dies unser Münster, mit dem gen Himmel gereckten Finger, mit der einseitigen turmlosen Schulter, das Bild, das uns nach den Schwarzwaldhöhen hinübergrüßt, als wollt es sagen: ich gehöre doch zu Euch!

Die gute Bildaufnahme läßt im Groben Hauptmaße ablesen, die sofort ins Auge springen; andere findet man leicht weiterhin. Die Plattform etwa auf halber Höhe des Münsters, dessen Gesamthöhe = um 142 Meter, also etwa gleich der Höhe der ägyptischen Pyramide des Cheops (um 4000 v. Chr.) Man versuche deren Basis mit 230 Meter Breite im Freien abzuschreiten und wird das Weltwunder anstarren. Verglichen mit der Kuppelkirche von St. Peter in Rom ergibt sich, daß die innere Kuppelhöhe (101 Meter) nahe gleich der Turmhöhe des Münsters bis zum Aufsatz der Pyramide. Die Breite der Westfront abzüglich der Strebe Pfeiler ist etwa ein Drittel der Höhe bis Turmspitze, die Rose Erwins (11,0 Meter breit) etwa ein Fünftel der Höhe bis Turmfuß, die erste scharfe Horizontallinie im sonst lebhaften Vertikalismus, über der Rose, etwa der Frontgesamtbreite gleich als Höhe. Das feine Stabwerkgespinnst vor der Westfront, eine Neuerung Erwins, wurde leider nicht weiter geführt im oberen Geschos, dafür sind die Massen energischer gegliedert, was offenbar zur besseren Fernwirkung des Aufbaus gestaltet wurde. Schwächen des letzteren, auch beim Turm, überwiegt man deshalb. Dies Geriesel von der Turmspitze herab, dieser Wasserfall, der versteinerte — oder wie soll man's nennen all das Neue, Verblüffende, wie spielend die Schwere überwältigend:

<sup>1)</sup> Dehio, Georg. Das Straßburger Münster. Mit 77 Abbildungen und 37 Seiten Text. Verlag von H. Piper & Co. München 1922.

Und der feine Umriß des Turms! Das Kühn-despotische der Kunstleistung dieser Zeit des 15. Jahrhunderts, dem Stolz der Zunftbürger entsprungen, gemahnt wie eine Vorstufe der Zeit des Barocco.

Daß niemals beabsichtigt worden war, das Münster zur Höhe der Cheops-Pyramide aufzuführen<sup>2)</sup> (zum mindesten lag es weder in Erwins noch vorhandenem Plan, noch um 1400 im Plan des Turmprojektes, da später eine Turmerhöhung eintrat), weil kein ästhetischer und anderer Grund vorlag, und wie es scheint, die Höhe des eigentlichen Turmes des besseren Aussehens aus der Ferne gleich dem vorhandenen Unterbau (bis zur Plattform) gewählt wurde, läßt sich mit Knauths eigenen Erörterungen beweisen, wiewohl er einen Zusammenhang (Seite 46) vermutet. Seine Ableitung des Maßes der Münsterbreite aus dem sog. Pyramidenmaß, den die englischen Generäle Smyth und Vyse in den Dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts sich zurecht konstruiert hatten (da ihr Wunsch Vater des Gedankens war und ein Zusammenhang mit der Zahl  $\pi$  hergestellt werden sollte: die Pyramiden-

höhe: Basis = 7:11 oder  $7\frac{2}{11}$ , der Kreisdurchmesser: Kreisumfang = 7:22 rund; die Ägypter konnten aber um etwa 1000 v. Chr. noch nicht einmal das Dreieck genau berechnen, den Kreisinhalt und Umfang suchte noch Archimedes um 200 v. Chr. empirisch), ist umständlich und unwahrscheinlich, da die innere Breite des Münsters sich durch den „Pyramidenmaß“ (0,6356 Meter) nicht rational teilen läßt. Das Nabelliegende ist doch, daß das Breitemaß sich vom römischen Fuß ableitet, der noch im Mittelalter im Gebrauch war (etwa der altbadische mit 30 Zentimeter). In der Tat: die von Knauth angegebene Breite von 35,53 Meter ist genau (das Wort „genau“ wird auch von Smyth u. a. oft gebraucht!) =  $120 \times 0,296$  also genau 120 altrömische Fuß (nicht 121 oder 127 oder 125,5 usw.). Daß überlieferte geometrische Begriffe, auch der Proportion, noch im Mittelalter wirksam waren, ist damit nicht geleugnet. Bei Knauth ist die Bewunderung vor den Darbietungen genannter Engländer (die auch den M. Gyth nachführten) so groß, daß er sich „schwindelnd“ (sic!) fragt, wie so was möglich.

Es ist Dehios Verdienst, daß er uns verschont mit Gelehrtenstreit und die Gefühlswärme dem Objekt gegenüber wahr. Sogleich im Vorwort. Sein Text will „nur eine kurze Erläuterung geben“. Dieser Schürfende werden nach seiner „Geschichte der deutschen Kunst“ greifen, die vor zwei Jahren erschien.

Und nun — eine Besprechung seines Münsterbuchs? Wo soll man beginnen? Nein, man lese selbst.

Indessen, zumal jede Beschreibung einen subjektiven Charakter hat und haben darf, wobei die objektiven Feststellungen einhergehen müssen, einige Randbemerkungen.

Die Ansicht, daß die Germanen (auch die fränkischen) sich nur außerhalb des römischen Castrum angesiedelt hätten, ist nach neueren Untersuchungen nicht mehr haltbar (entgegen Seite 3 bis 7). Dopsch<sup>3)</sup> hat mit Recht darauf hingewiesen. Auch der erste Bischofsitz und die Bischofskirche (ca innerhalb des Castrum. Gegenteilige Ansicht hat G. v. Borries<sup>4)</sup> ohne stichhaltigen Grund vorgebracht. Die Wissenschaft des Spätens, in Straßburg durch H. Forrer gefördert<sup>5)</sup>, wird uns noch Wertvolles zur Aufklärung bieten. Die interessanten Aufdeckungen am Weisturmring in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts hatten wohl zur Annahme verführt, als ob Franken das Centralgebiet gemieden hätten, und doch weist nichts darauf hin; die Aeußerung des Ammianus Marcellinus, die Germanen hätten eine Scheu vor der Besiedlung römischer Festungen gehabt, trifft für die geschichtliche Wirklichkeit nicht zu.

Grundlegend und ein Novum war die Erstellung des Münsters in Nachahmung römischer Basiliken zu Beginn des 11. Jahrhunderts. Der berufene Erdenker und Schöpfer war ein Großer: Bischof Werner (geb. um 970, Bischof in Straßburg 1002—1028), der auch als Berater des Kaisers in Wien und in Italien weilte. Seine Schöpfung war die erste große rheinische Basilika nach den karolingischen Zentralbauten, groß schon allein umfanglich mit zirka 16,0 Meter Mittelschiffbreite (= etwa 54 röm. Fuß) und auch in der Länge bedeutend, eine Nachahmung der alten St. Peterskirche in Rom. Bald schon machte sie Schule (Limburg a. S., Speier um a. 1030). Mit Wahrscheinlichkeit besaß sie (ebenfalls ein Neues) zwei Westtürme, die dann schwäbische Bauweise (Hirsau) beeinflussten. Das von Dehio angenommene Atrium, der Vorhof, dürfte noch in den Umgrenzungen der Münsterwestvorhoffseite zu suchen sein, ein Zusammenhang mit ihm und der St. Martinskirche vor dem römischen Westtor (Martinskirchen sind oft nachweisbar in dieser Lage) ist zu vermuten. Allem Anschein nach war die ältere Bischofskirche weit kleiner; daß man bei Grabungen keine Grundreste letzterer gefunden hat, ist kein

<sup>2)</sup> Vergl. Knauth, J., Das Straßburger Münster und die Cheops-Pyramide. Mittel der Baukunst. Verlag Vomboss, Straßburg 1908.

<sup>3)</sup> Die Wirtschaftsentw. d. Karolingerzeit 1921.

<sup>4)</sup> In der Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins, 1912, Seite 363.

<sup>5)</sup> Eintrag in der Ztschr. f. alt. Altertumskunde.

Beweis gegen die Annahme des Bestehens einer älteren an dieser Stelle.

Doch solche Fragen verschwinden angehts des vielen Schönen am Münsterbau. Mit Wärme verweilt Dehio bei der Schöpfung des Schiffs durch den Meister Rudolf, dessen Herkunft ungewiß, der es, lange durch Erwin verdunkelt, verdient, zu den Größten gerechnet zu werden und den der Verfasser des Münsterbuchs Rudolf von Straßburg taufte. Ist die Kühne meisterliche Gestaltung des Hochschiffes mit seinen Triforien und der resillosen Auflösung der Wand in Tragspfeiler und Fenster zwar unter starker Einwirkung französischer Kathedralen entstanden, so von Amiens und Chartres, so verbleibt deutschen Wesens genug übrig. Wie in Freiburg i. B. hatte der Meister — und das ist eben das Meisterhafte — es verstanden und vermocht, dem Baugeanken des Vorgängers betr. des Westturms sich einzuordnen, in Anlehnung an die Bierung und das Querhaus. Das gab somit dem Schiff das nicht übertriebene Hohe, das Maßvolle und damit das, nach alemannischem Empfinden Conforme, Trauliche. Bis zur Aurogang hatte später, seit a. 1280, Erwin durch seine Westanlage der Türme, der Rose, der Durchbrechung der Schiffs-westwand zu besserer Wirkung der letzteren, schädigend in das Werk des Vorgängers eingegriffen. Künstlerische Pietät ging dann Erwins Söhnen vollends ab, dessen ist Beweis der Aufbau oberhalb der Rose.

Auf das Her und Hin in der Frage der Türme, ob zwei, ob ein Mittelsturm, wie man sich eine zeitlang für letzteren entschied und zuletzt durch Wettbewerb, wobei ein genialer Kölner, Hülk, sich durchrang, der Nordsturm entstand, i. J. 1436 vollendet, in einer Zeit, da Straßburg trugig den Machtgelüsten Karl von Burgunds widerstand<sup>6)</sup> gleich den Schwelzern, geht Dehio kurz ein. Die Reichstreue der Bürger, gegenüber dem Bischof bis zum Jahr 1262 erstarbt, war mit Grundlage zum Uebergang der Münsterbauhütte in städtischen Betrieb und spricht sich auch in den seltenen Kaiserbildern der Glasfenster der Seitenschiffe aus.

Bedauerlich ist die Ausplünderung des Inventars seit der Bilderstürmerzeit (a. 1529). Um so eindringlicher wirkt heute das reine Architekturraumbild. Durchschnitte und Grundpläne sowie Aufrisse machen Dehios Erörterungen deutlich. Die Entwürfe zur Westfront aus dem 13. Jahrhundert werden besprochen.<sup>7)</sup> „In der Freiheit der rhythmischen Bewegung im einheitlichen Fluß der thematischen Variation“ (ein schöner musikalischer Gedanke!) „in der Vollkommenheit der Auflösung des Streites der wagen- und senkrechten Linien, ist er, der Entwurf Erwins, das Schönste, was die Hochgotik irgendwo und — wann erfunden hat! Seine Türme, niedriger als der heutige (etwa 125 Meter gegen 143), sind dem Frankfurter Kuppelturm verwandt.“

Wie nun Plastik und Malerei, zur Einheit mittelalterlicher Leistung und im Sinne der demokratischen Hierarchie, die doch auch eine bis zur Spitze Klassenabstufende war, beitrugen, darüber belehrt Dehio in seiner wie immer bestimmten, fein einfühlenden, großzügigen und doch kleinstes beachtenden Art. Fast wunderbar, wie ihm, der uns das mühsamst zusammengetragene Sammelwerk über die kräftige Baukunst des Abendlandes vor 20 Jahren besichert hatte, heute noch das frische, von Wissen nicht Angekränkelte, das Formschöne zu gestalten gelingt. Es ist doch letzten Endes das Herz, nicht der Verstand, das den Künstler und den Kunstschriftsteller macht. Auch der plastische Schmuck des Münsters hat seine Größe und zum Teil bedeutame Geschichte.

Bei der Durchsicht der Abbildungen fällt auf, daß auf Seite 45 die Eintragung des alten Leitners und der Marienkapelle des 13. Jahrhunderts erwünscht wäre. Die tüchtigste Bildung (Seite 52) im nördlichen Querschiff dürfte Zugang zu einem Kreuzgang gewesen sein im Bruderhof (nicht Monasterium, daher ist der Ausdruck Münster unrichtig für Straßburg.) Mit Andacht fast studieren wir die Statuen der Ecclesia und der Synagoge (Seite 82, 83, 84, 85), diese wunderfeinen, biegsamen Frauengestalten und vermuten direkte Nachbildung nach der Natur; trotzdem sind sie zur Höhe antiker Idealität gesehen. Modernes Empfinden, vollstimmliches, wird durch die Simsonfigur geweckt (Seite 92, 93) sowie durch die realistischen Turmreste Seite 106, 107, die an die Rammburger gemahnen. Abb. Seite 108 des Pelikan zeigt eine echt gotische expressionistische Darbietung. Die Figur der hl. Elisabeth endlich, Seite 105, erscheint wie die höchste Synthese von Naturwahrheit (insbesondere der Zeittracht!) und adelnder künstlerischer Idealisierung; die ästhetische Statik von Linie, Haltung, Masse, Raumgebung, ist hier erstes Lehrbeispiel.

Des Buches letzte Seite, wo das Münster einsam fast über dem Althäusermeer thront und im Vordergrund der Staffeleifelbau in der Knobelochgasse, heimelig auch vorn ein intimer Bürgerhof des 18. Jahrhunderts — ach, es ist wie ein Abschiednehmen von Liebgewordenem —

<sup>6)</sup> Vgl. dazu M. Badernagels treffliche Geschichte des Elfaß (1919).

<sup>7)</sup> Vgl. dazu Mitt. d. Straßb. Münstervereins. Feststellungen von Knauth, Kunze u. P.

## Wolf Amstowski / Zwei Gedichte.

Ich hab mein Buch zugeschlagen.

Ich hab mein Buch zugeschlagen  
Wollt drin nicht mehr lesen —  
Kann von meinen Klagen  
Doch nimmermehr genesen.

Ich will nicht mehr blättern  
In meinem Lebensbuch! —  
Drin steht geschrieben mit großen Lettern  
Des Teufels ewiger Fluch.

Verkannt.

Während ich lache und scherze  
In jessig törichter Lust,  
Bricht irgendwo im Schmerze  
Ein Herz in gequälter Brust.

Ein Herz vielleicht mir verwandt?  
Irgendwo über Land und Meer,  
Ein Herz, das ich verkannt —  
Und find es nimmermehr . . .

## Magda Fuhrmann / Das Lied.

Wie ein schwimmendes Hotel glitt der strahlend erleuchtete Dampfer auf ruhiger See dahin. Oben, in festlich geschmückten Räumen war Ball. Ein gut geschultes Orchester spielte die jüngst erfundenen Tänze. Zu elegant gekleidete Frauen wiegten sich mit der gewissen Clowngrazie, die die Musik erforderte. Bei Wein und Lederbissen wurde unverhüllt und dabei kühl geflüstert. Sorglos ließ man sich vom Strom des Vergnügens treiben, ein Bewoge lustiger, praktischer, unverwundbarer Menschen.

Unten in der stickigen Koje der niedersten Schiffsmannschaft saßen vier Männer vor einer großen Schüssel. Oder eigentlich vier Nummern, denn ein jeder von ihnen trug eine Nummer auf dem groben, verschweißten Hemd. Jeder hatte das rufgeschwärzte, durch Blut ermattete Gesicht des Heizers. Von fochenden Kohlenröhren kommend, fröstelten sie alle und griffen mit verlangenden, aber gleichzeitig müden Reflexbewegungen nach der heißen Suppe in den dampfenden Zinntellern.

Etwas abseits von ihnen saß eine fünfte Nummer. Auch dieses Gesicht war ruhig und das offene Hemd hart von getrocknetem Schweiß. Doch unterschied der noch völlig junge Mann sich zweifellos durch irgend etwas von allen übrigen. Abgesehen von der silbernen Flöte, die seine durchsichtigen Finger liebevoll umspannt hielten, hätte man den großen Genieaugen gleich anmerken können, aus welchem Lande er kam und zu welchem Stamm er gehörte.

Die Nacht war weich, lautlos, voll glücklicher Schönheit, der Mond hell wie ein verheißungsvolles Gestirn des Tages. Sein Licht verlor sich ins Unbegrenzte. Himmel und Wasser, Nähe und Ferne schienen ineinander zu verschwimmen. Unter dem Silberschmelz des Meeres aber ruhte der furchtbare Ernst einer unbefiegbaren Todesstiege.

Mitten im groben, spottenden Rotwelsch, in dem die vier Heizer sich unter einander blutig rissen, schielten sie ab und zu nach der silbernen Flöte hin. Diese fünfte Nummer kannten sie kaum. Bei Abgang des Schiffes wurde der Mann krank, hatte lange isoliert gelegen und konnte erst heute wieder den gemeinsamen Dienst antreten. War er vielleicht Heizer geworden, um die silberne Flöte nicht verkaufen zu müssen? Sie zürnten ihm dieser Flöte wegen. Gellend sprach ihr hartes Lachen, nachts fielen ihre äbbitteren Redensarten und suchten in lebensgalliger Wut noch tiefer zu höhnen und zu zerstören. Was hatten sie schließlich von dieser ganzen Existenz? Ertige Daseinsformen, Dual, Furcht, Zwang, dunkle Stufen und den Abgrund, tote, tote Herzen.

Einer unter ihnen zog eine Whiskyflasche hervor. Lustig sein wie die da oben, laßt uns trinken und genießen, Boys! In erregter Weise schrien sie durcheinander. Ihre Stimmen waren heiser, ihre Lider von der erwarmungstosen Kohlenluft entzündet, ihre Hände an vielen Stellen verbrannt.

Möglich hielten sie alle lauschend inne. Aus der Finsternis ihrer Atmosphäre hob sich langsam etwas empor und schlug lächelte, unverfügbare Kinderaugen auf. Kam es von der silbernen Flöte, die der fremde Heizer an seine Lippen geführt hatte? Es erschien ihnen, als sei mit einem Male etwas wiedergekehrt, nach dem sie sich heiß und heimlich gesehnt, von dem sie in sturmbewegten Nächten vor den rotbütern Rachen der Deseu geträumt hatten. Warum erlebten sie so läch, so tief? Ihre Blicke wurden weit, ihre Herzen groß. Sie gingen sich entgegen, das zarte Lied und die rauhen Männer. Wie reich war dieses Lied und wollte ihnen allen von seinem Reichtum geben! Sie fühlten sich nicht mehr der häßlichen Koje zugehörig. Freudig antworteten sie den Tönen, die ihre vor Unglück und Müdigkeit eingeschlafenen Seelen grüßten. Befah das weiche Lied vielleicht den Klang dieser harten Herzen? Erbarmend rang es neue und doch vertraute Lebensklänge heraus.

Von wo kam das Lied? Trug es einen Namen? Cines Menschen Namen? Sie ahnten es alle: in diesem Liede war das Heilige, das doch ein Jeder, und wäre er noch so gering geboren, mitbekommt, das er oft sehen und stumm in sich verschließt und das für Jeden etwas anderes sein kann.

Der Kopf des ersten Heizers sank ihm auf die Brust. Er mochte ja garnicht mehr daran denken, aber er sah nun ein einbüchiges Haus von einfacher Anständigkeit wieder, seiner Eltern Haus. Kleine verjüngte Zimmer, braune Möbel, vor jedem Fenster tauendunkle Dämmerung, an den Wänden altmodische Photographuren, Paul und Virginia, ein Sommerausflug in Krinolinien, der Uebergang über die Beresina, alles in denkbar schlechterer Ausführung, lächerlich und rührend zugleich, von unsäglichem Zauber. Auf den Bücherregalen verblühene Bände, Jean Paul, Laurens affektiert verlogene Novelleitche, E. Th. A. Hoffmanns sublimen Phantastereien.

In dieses Haus war er nach jahrelangen Irrfahrten wieder heimgekehrt und wanderte an einem feierlich hellen Maitage mit einem mondlichtartigen Mädchen, Herz bei Herz, durch Feld und Wiese. Ueber ihnen bildeten schneeige Wolken eine hehre Gleichförmigkeit von mafelloser Eisesreinheit. Dem ewig Strauchelnden, um den die Eltern und das geliebte Mädchen stets geweint ihm ward, als sollten jetzt auch ihm Schwingen wachsen, schimmernd wie die Wolkenbilder oben und hoch. Wortlos schritten sie weiter, hinein in einen fernen Wald. Hinter Fichtenzweigen gewahrten sie eine schmucklose, kleine Kirche. Die Tür stand offen. Hand in Hand traten sie ein, wie ein verlobtes Paar das zur Trauung geht. Sollte es Einbildung sein? Aber ihm kam es vor, als ob in diesem Augenblick die Orgel zu spielen beginne. Alles, was er den Eltern gegenüber empfunden und was er an des Mädchens Seite durchlebte, klang im Orgelspiel wieder. Unwillkürlich knieten sie vor dem Altar nieder. Er gelobte rein und groß zu werden, zu arbeiten und mit den dunkeln Seiten seiner zerspalteten Seele zu kämpfen. Doch was wurde aus all diesen Vorsätzen? Heitlebens blieb er ein düsterer, begehrtlicher Mensch, ein Haltloser, der über finstere Land streicht.

Aber daran konnte er beim Klang des Liedes nicht denken. Er sah sich nur immerzu in der kleinen Waldkirche knien — am heiligsten Tage seines Lebens.

Auch Nummer zwei kniete in der Vorstellung. Jedoch nicht vor einem Altar, sondern vor einem alten, ausgerangerten Clown des Zirkus Cinielli. Der Direktor behielt den gächtsichen, krummen Kerle aus Gnade, da man ihn immerhin noch zu allerlei Handlangerdiensten gebrauchen konnte. Die tiefe Freundschaft zu diesem kranken Spasmacher a. D. war das Heiligste im Dasein von Nummer zwei gewesen. Er kniete vor ihm und sein ganzes Herz schluchzte sich in Stücke. Wachte er doch, daß es sich um das letzte Beieinandersein handelte.

Nachdem er sein großes Erbe verjeut, sah er sich gezwungen, die im aristokratisch väterlichen Rennstall erworbenen Reitkünste für den Zirkus zu verwenden. Wenn er hohe Schule ritt, verfehlte seine etwas müde Kavallerieähnlichkeit nie, Eindruck auf die Frauen zu machen. Besonders verheißungsvoll lächelte ihm der Sternensblick der jungen Tierbändigerin zu, die mit ihrem frei niederwallenden, löwenfarbenen Haar selbst etwas von Wüstenrasse besaß. Sie trug nicht das übliche Dompteurse-Dress. Weich flossen ihre Stoffe, Kleider wie Liebesträume, Farben, wie nur die Sonne sie kennt. Sie hätte bloß auf Blumen wandeln sollen und agierte zwischen Raubtieren, das Leben Abend um Abend aufs Spiel setzend, während ein angenehm amüsiertes Publikum in der Ruhe des Unbeteiligten zuschaute. Den Hauptkloß des Programms bildeten übrigens stets die glänzenden Elefanten-Nummern ihres Gatten, des weltberühmten Dressieurs in der goldbetrefften, roten Affenjace. Seine stumpfen Finger schlangen die Hespelische und er stieß kurze, gellende Schreie aus, wenn er in der mildwarmen Tieratmosphäre, zu den Klängen einer lauten, seltsam erregten Zirkusmusik hinter den Elefanten raste.

Während die anderen Artisten mehr oder minder etwas malheuröse Dabanque-Existenzen waren, besaß er souveräne, fast amerikanische Einkünfte, die den brünstigen Reib aller Kollegen, besonders den des aristokratischen Reiters hervor-

riefen. Geld! Geld! Es gab nichts was dieser im Augenblick so verachtete und gleichzeitig so anbetete. Die Warnungen des alten Clowns fielen ins Leere. Er wußte sich das Vertrauen des Elefantendresseurs abzuschnücheln und nachdem er in der Nacht des Trennungswechs vor dem einzigen Freunde gekniet, verschwand er mit dem gesamten Barvermögen seines Opfers. Dabei nahm die junge Dompense es ihm sicher übel, daß er nur mit der Kasse ihres Gatten durchging, anstatt mit ihr selbst. — Dies geschah eines Abends in einer heißen, erleuchteten Küstentadt vor unzählbaren Jahren.

Glück es nicht alles einem überseeischen Kolportageroman mit schlechtem Druck und elenden Illustrationen, den man auf den Bahnhöfen als Reizmittel gegen Waggongangeweile einnimmt? Besonders lächerlich wirkt vielleicht das letzte Cliché: eine kreisrunde Tropensonne strahlt bewußt deutlich auf einen armen, alten Clown hinab, der mit dem Ausdruck von fast naiver Verzweiflung verlassen zum Himmel hinaufhängt.

In der Hese seines Waganentums hatte er beinahe nie mehr an den kranken Clown gedacht, der ihm nun beim Klang der Flöte wieder eingefallen war.

Denn immer noch schenkte das Lied den Männern von seiner träumerischen Schönheit.

„Mutter!“ — Ein Ton aus Dual und Glück geboren. Der Körper von Nummer drei schlug hart auf den besteckten Tisch. Auch ihm erschien das Heiligste seines vernichteten Lebens: die Mutter. Zu ihr flüchtete er stets, wenn seine Seele die ihr eigene und dunkle Sprache vergessen wollte. Hier rang er mit der Dämonie seines Jähzorns, der ihn oft bei völlig geringfügigem Anlaß überfiel. Ihr Zimmer war ein stiller Winkel, angetan, um Frieden zu spenden, Regenbogenruhe. Manches verstand die Mutter an ihm, was sonst niemand erfassen konnte. Sie begriff die schwarzen Dualen seines schmerzgebundenen Herzens und sah erbarmend in all sein Leid. Für ihr einziges Kind empfand sie immer eine so tiefe und traurige Zärtlichkeit.

Einst kam der Vater wieder mit unruhigen Augen heim. Sein gefrähtiger Mund schwakte unaufhörlich. Er suchte Geld von der Mutter zu erpressen. Aber sie, die allzeit Weiße, zeigte sich taub für diese Forderungen, da sie wußte, daß er unlautere Zwecke verfolgte. Erst drohte er, dann wurde er tödlich. Er mochte die Mutter häufig geschlagen haben, aber der Sohn sah es zum ersten Mal und es erschütterte ihn so, daß er in Weißglut nach einem wuchtigen Bronze-Armleuchter griff, mit dem er seinem Vater durch die Niesenstärke der Erregung den Schädel zerschmetterte. Keine andere Empfindung war in ihm als die, seine Mutter schützen zu müssen.

Als er später die ganze Tragweite seines Tuns erfaßt, wollte er sofort eine gerichtliche Anzeige machen, doch die Mutter verhinderte es. Sie verbreitete überall, daß ihr Gatte in trunkenem Zustande den Armleuchter durch torkelndes Aurrennen zum Fallen gebracht und sich dadurch selbst den Tod bereitet hätte.

Scheinbar spielte sich das Leben in alter Weise ab. Nur daß der Sohn sich stets von Zwangsvorstellungen verfolgt fühlte. In der Kerkerhaft seiner Gewissensqualen vermochte selbst die liebevolle Güte der Mutter nicht mehr der frühere Lichtstrahl zu sein. Sogar mit den unerhörtesten Leiden konnte er diese schreckliche Schuld doch nicht bezahlen.

Als die Mutter endlich einsah, daß alle ihre Bemühungen um den Sohn vergeblich blieben, beredete sie ihn, die Heimat zu verlassen. Widerstrebend gab er nach. Sie brachte das Opfer, ihn nicht zu begleiten, da sie wählte, zu eng mit seiner tragischen Vergangenheit verknüpft zu sein. Der mütterlichen Stütze entzogen, hingerichtet von seiner Schuld, ging er dann bald in fremden Landen an sich selbst zu Grunde. Mutter! —

Auch das Herz von Nummer vier pochte in schweren Schlägen. Im Liede war nun eine seltsam schluchzende Note. Da wußte er gleich: das ist meine Heimat, die heiligste Gegend meiner Seele. Durch sein Haar zogen sich graue Streifen, in seinen Augen lag die alte Russenqual.

Im Bann der schmerzlichen und dennoch befreienden Flötentränen sah er eine Vorfrühlingsnacht aufsteigen, die letzte Nacht, die er in der Heimat verbringen durfte. Aus seinem Dorfe kommend, wanderte er langsam dem Bahnhof zu, um mit dem frühesten Morgenzuge in die Residenz zu reisen. Dort wollte er seine treuesten Bestimmungsgenossen treffen und mit vereinten Kräften ein paar Bomben auf eine hochgestellte Persönlichkeit werfen, die sie alle für ein übles Geschwür an Rußlands Nacken hielten. Wilde feurige Burschen waren sie, Menschen wie aus dem Schoß eines Gewitters kommend, Blitz und Donner. Er, der früh Verwaiste, durfte überdies sein Leben wagen. Denn wem lag an ihm? Und er stürzte leidenschaftlich freudig für sein Vaterland.

Er schritt durch den Wald. Feuchter Erdgeruch entströmte dem glatten Nadelboden. Die Luft schmeckte belebend. Ein Vogel rief in die kühle Helligkeit. Ein anderer antwortete von irgendwo. Es klang sehnsüchtig. Sehnsucht, das wars. Nordische Sehnsucht, unsagbar sanft in feuchter Geduld.

Wie ein Stück tiefster Dichtung breitete ein kleiner See sich in unwahrscheinlicher Einsamkeit vor ihm aus. Die weißen, erregten Augen der schlaflosen Nacht spiegelten sich im Wasser. Neben ihm stand der Frühling, schwerdurchdunstet, bleich, gebannt. Er hauchte die Seele seiner Heimat ein. Sie lag noch in Ketten, aber er wollte all das Göttliche lösen, das unter Schutt und Dual ruhte. Laten erblickte er, rächende, liebende. Der Tag, der heute aufging, würde ihm gehören.

In der Ferne schlug ein Hund an. Von der Richtung der Eisenbahn kam ein Dorfgeistlicher, der eine struppige, kranke Kuh führte. Er sah unbegreiflich traurig aus und mit dem eisernen Aberglauben des echten Russen nahm er es als böses Omen.

Das Attentat mißglückte ja auch. Nach harten Jahren sibirischer Zwangsarbeit, die ihn leblos aus hohlen Totenkopfgewand angrinsten, gelang es ihm zu entkommen. Er stoh über den Ozean und führte in Amerika eine verkommenen Existenz zwischen Kämpfen, Hunger und niedersten Lüste. Oft wußte er nicht mehr, ob er nur ein Unglücklicher sei oder schon ein Verbrecher.

„Mutter!“ schluchzte auch er, wie ein Kind, das all sein unbewußtes Drängen hilflos in dieses eine Wort zusammenfaßt: „Mutter!“ —

Aber er meinte damit nicht seine leibliche Mutter, deren er sich garnicht entsann. Er dachte an seine Heimat, die seine andere Mutter gewesen und an deren Herzen für ihn das Leben so schwer und das Sterben so leicht war.

„— — — — —“ Derb pochte es an die Tür. Ein Aufseher steckte seinen Kopf herein und rief gebietend nach Nummer fünf. Im selben Augenblick verstummte die Flöte jäh.

Erstrocken blickten sich die vier Heizer an. Eine Weiße sprach niemanden hatten sie wirklich die ganze Zeit hier in der Kojse gefressen? Waren sie nicht alle fort gewesen? Es dauerte, bis sie begriffen. Warum, warum nur mußte das Lied die göttlichen Augen schließen? Warum war es jetzt wieder so weit, so hoffnungslos weit bis zum Liede? Kurz ist das Lied, aber lang wird die Dual sein.

Und die Lust legte sich von neuem so schwer um sie alle. Und sie bemerkten den Geruch der Armut, den Staub, den Schweiß, die mitteillose Wirklichkeit. Jemand wieherte auf — man wußte nicht, ob es Lachen oder Schluchzen bedeutete — und jemand tat gleich darauf einen unerhört groben Fluch in fremd klingender Sprache.

„— — — — —“ Lang wird die Dual sein . . . . .  
Von oben tönten jetzt Tanzweihen hinunter, vergnügt, lebensdreist. Da amüsierten sich die Selbststärkeren, Schicksallosen.

Aber am begoffenen Tisch saßen wie vorhin vier Heizer, vier Nummern, die vielleicht hätten Menschen sein können, — Nummern mit Seelen wie durstendes, verbranntes Land, mit Schwertern im Herzen, ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Hoffnung.

Migranten und tief verloren.

## Karl Kappler / Erkenntnis.

Ah! Diese Fälle tiefen Lebens,  
Die gar so schäumig wie das Meer!  
In allem Denken, allem Fühlen,  
Erkenne ich mich selbst nicht mehr.

Als einst der Bäume wildes Rauschen  
Mich aus des Lebens Fesseln schlug,  
Durchdrang mich noch ein frommes Hoffen  
In jugendlichem Höhenflug.

Und jetzt mit steinernem Gemüte  
Betrachte ich den Lauf der Welt. —  
Ah! Du mein armes junges Leben  
Flieg lächelnd in dein Himmelzelt.

Kehr ein in deine alten Träume  
Und hoffe auf ein fernes Glück —  
Und wende von dem Weltgesinde  
Nach fernem Lande deinen Blick.